«Die Erde, das ist ein einziger bösartiger Tumor»

Der bayrische Maler Heinz Braun, Postbeamter, verkannt und missbraucht, erhält endlich eine Chance – postum

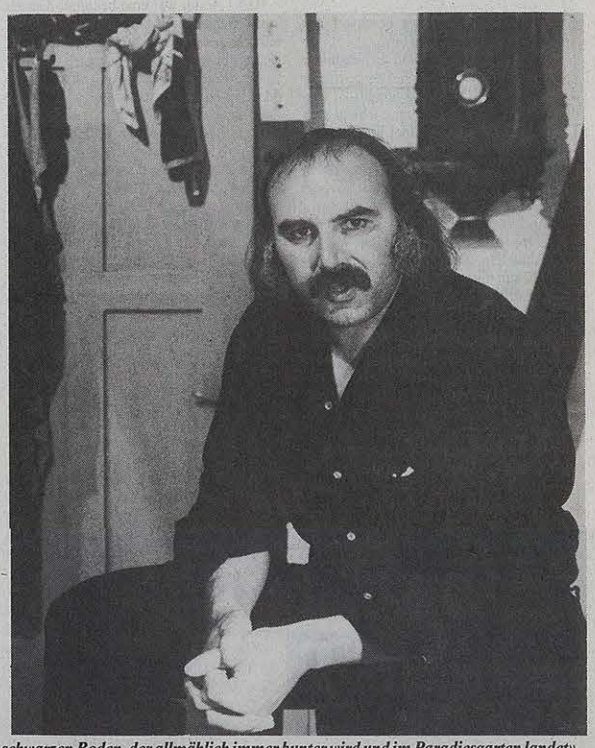
VON JÜRGEN SERKE

Die Frage Georg Büchners, die er seinen Woyzeck stellen lässt: «Was ist das, was in uns lügt, mordet, stiehlt?», sie könnte auch die Frage des Malers Heinz Braun sein. Woyzeck ist der Mensch, auf dem alle rumtrampeln. Ein Behandelter, der Handelnder wird. Das Leben das Bajuwaren Heinz Braun ist ein modernes Woyzeck-Drama. Der Mord, der hier stattfindet, findet auf dem Papier statt. So die Geschichte einer Liebe in einem Bild aus dem Jahre 1983: eine Wasserleiche, nackt. Der leicht geöffnete Mund der Frau durchstossen vom Maler Heinz Braun. Das Bild zerrissen und mit Tesafilm wieder zusammengklebt. Darunter die Worte: «Liebe Dzola, jetzt bist du vor mir gestorben.»

Dzola, die auf dem Bild Dargestellte, lebt. Heinz Braun ist tot. Er starb am 21. Februar 1986 an Krebs – im Alter von 48 Jahren. Zwei Jahre später stellte das Münchner Stadtmuseum das Werk Heinz Brauns in einer Retrospektive aus. Ein hinreissend und zugleich den Betrachter verstörendes suggestives Werk, dessen Einzigartigkeit spätestens dann auch für München erwiesen sein wird, wenn die New Yorker Kunstszene es für sich und damit für die Welt entdecken wird. Im bornierten Schickimicki-München hatte der lebende Heinz Braun keine Chance. Und auch für den toten hatten die dort ansässigen Medien nur wenige Zeilen übrig. Nur die Hamburger «Zeit» erkannte die «gnadenlose Intensität» des Malers Heinz Braun: «Gehet alle hin und seht selbst.» Das wird man nun etwas nördlicher tun können: Henri Nannen hat die Ausstellung für seine Kunsthalle in Emden übernommen (15. Mai bis 3. Juli).

Suggestives Werk

Höchstens den Freunden der skurril-verqueren Herbert-Achternbusch-Filme war er (als Darsteller) ein Begriff: der Postbeamte und Maler Heinz Braun. Der echte Bayer, der durch Achternbusch in die Kulturschickeria geriet, wurde trotz seiner unvergleichlich suggestiven Gemälde von der Münchner Vernissagen-Gesellschaft nie akzeptiert. Der Bajuware Heinz Braun, im Februar 1986 im Alter von 48 Jahren an Krebs gestorben, erhält nun postum seine verdiente Würdigung: in Henri Nannens Kunsthalle in Emden.



Heinz Braun, Selbstbildnis (links): «Ich träume von einem schwarzen Vogel über dem schwarzen Boden, der allmählich immer bunter wird und im Paradiesgarten landet»

Heinz Braun, der jetzt 50 Jahre alt geworden wäre, hat sein Sterben – in der vierjährigen Sterbezeit entstanden die meisten in der Ausstellung gezeigten Bilder – als Hinrichtung empfunden. Und doch war es dieser Tod, der ihn gnadenlos in die Gnade zwang, gegen die sich Heinz Braun sträubte. In die Gnade der Berufung. Als dieser Heinz Braun nach fast drei Jahrzehnten den Brotberuf eines Postboten aufgab, um sich ganz der Malerei zu widmen, kam die Diagnose Krebs.

Am Anfang war Achternbusch, der Dichter, Filmemacher und auch Maler, und dann kam Heinz Braun. Ich lernte ihn in Gauting bei München kennen, als Herbert Achternbuschs erster Film «Das Andechser Gefühl», in dem der Autodidakt Heinz Braun die Hauptrolle spielt, gerade gedreht war. Das war im Jahre 1975. Achternbuschs Mutter hatte sich damals das Leben genommen. Auf dem Balkon ihres Hauses. Als die Leiche nach den üblichen polizeilichen Ermittlungen fortgetragen war, stand Herbert Achternbusch vor der Blutlache auf dem Balkon. Er holte Bettlaken aus der Wohnung und wischte das Blut seiner Mutter in die Tücher, die er im Garten begrub. An jenem Januartag kam am späten Nachmittag ein Polizeibeamter und händigte Achternbusch die Waffe aus, mit der sich die Mutter erschossen hatte. Die Ermittlungen waren abgeschlossen. Ein Suizidfall wie viele.

In diese Situation hinein erschien Heinz Braun. Er sah die Pistole, und er sah den Zustand seines Freundes Herbert, der die Schnapsflaschen leertrank. Den Rest jeder Flasche kippte Achternbusch auf den Boden. In einem Zimmer der Wohnung stand ein Kickergerät. Und Achternbusch forderte Heinz Braun auf, mit ihm zu spielen. Um kleine Beträge zuerst, dann um grössere. Heinz Braun verlor und hielt dennoch mit. Er wusste, dass Aufhören irgend etwas Unfassbares an diesem Abend heraufbeschworen hätte. Achternbusch verschwand schliesslich ins Badezimmer, riegelte sich ein und überstand die Nacht.

Als ich Heinz Braun am nächsten Tag wieder traf, fuhren wir zusammen zum «Schusterhäusl», eine Waldwirtschaft bei Germering. Hinter der Wirtschaft, in der Ecke zur Scheune, neben der Toreinfahrt stand eine Hundehütte und davor ein Schäferhund an so langer Kette, dass er fast das Ende des Hofes erreichen konnte. In diesem Radius stand auch eine Leiter, die zum Zimmer auf den Dachboden führte, in dem Heinz Braun seine Malerklause hatte. Heinz – Postboten mögen keine Hunde – lenkte den Hund an dessen Hütte ab und liess mich zur Leiter rennen. Irgendwie haben wir auch den Rückzug geschafft. So verlief die erste Begegnung mit Brauns Bildern, die eine Mixtur aus Neuer Sachlichkeit und Surrealismus waren.

Als ich bei einem anderen Besuch Münchens wieder sein «Schusterhäusl» besuchte, da stand ich vor Blättern mit lauter zerstörten Frauengesichtern, das Haar geschoren mit weisser Dispersionsfarbe. Frauen und Selbstporträts. Da war er bereits unverwechselbar der Heinz Braun, den die Ausstellung zeigt.

Im Anfang war das Wort. Und in dem Wort löste Achternbusch seine Befindlichkeit, seine Todesangst auf. Die Metapher «Wanderkrebs» war noch nicht der Titel eines Films, sondern Schutzgebärde des Dichters Achternbusch nach dem Tod seiner Mutter. Achternbuschs Redeart damals mir gegenüber: «Wo hast du denn heute deinen Krebs. Ich hab' ihn hier!» Die Stellen am Körper wechselten von Begegnung zu Begegnung. Achternbusch spielte mit dem Leben in einer Todesbereitschaft, die das Leben sucht. Und Heinz Braun spielte mit. Durch Projektionen, durch einen künstlerischen Dekompositionsprozess – Schreiben, Filmen, Malen – entzog sich Achternbusch der Bedrohung und entkam in die Legende. Todesfurcht verwandelte er in Todes-Erinnerung.

Herbert Achternbusch wurde ein Distanzkünstler. Die Nähe, die seine Kunst herstellt, ist für ihn Abstand. Für Heinz Braun gab es angesichts der Krebsdiagnose, als man sich nach sechs gemeinsamen Filmen getrennt hatte, keine Distanz. Der Tod war ihm auf den Fersen. Heinz Braun musste um sein Leben kämpfen. Er hatte keine Zeit für Todesvertrautheit. Die Thematik seiner Bilder ist scheinbar sprunghaft und scheinbar ohne Zusammenhang. Es sind Bruchstücke einer Identität gegen das eigene Unwahrsein. Immer geht jenes Land, jenes endlose, mit ihm, in dem die Jungfrau gestorben ist. Seine Sehnsucht blieb die Jungfrau und war die Angst vor ihr.

Seine Selbstporträts spiegeln diese Sehnsucht und diese Angst. Diese Angst vor dem Geliebtwerden, das ihm zugleich bedrohlich erschien. Wo sich die Ich-Grenzen auflösen, also die Form, die er für sich und seine Kunst suchte, da war zwar das Du, die Liebe, aber auch der Tod. Und so bewegte sich Heinz mit seiner Kunst zwischen sinnzerstörendem Absturz und sinnstiftendem Rettungsversuch.

Wichtiger als andere Frauen

Heinz Braun, der am 12. Januar 1938 in München zur Welt kam, erinnert sich: «Bis 1945 meinte ich, Bomben seien Vögel. Mein Vater kam aus Moskau zurück und malte sich Socken. Socken und Schuhe gab es nicht. Meine Mutter erschuftete sich wieder einen Sinn. Ich meinte, der echte Hund rieche nach Ölfarbe, weil der gemalte Hund meines Vaters nach Ölfarbe roch.»

Die Mutter arbeitete als Schneiderin. Die Eltern liessen sich scheiden. «Die Scheidung, ja da beginnt die Tragik für mich», erzählte er mir. «Eine Mutter muss einen so erziehen, dass man sie nie verlässt. Eine Mutter ist wichtiger als alle anderen Frauen.» Der Vater wurde nach seiner Soldatenzeit Rausschmeisser im Hofbräuhaus, Kraftfahrer, Ordnungsmann beim Sechstagerennen, Maler von König-Ludwig-Bildern.

In der Not der ersten Nachkriegsjahre kopierte Heinz Braun den autodidaktisch malenden Vater. In der Schule malte Heinz Braun Brote aufs Papier. «Und dann habe ich das Papier gegegessen», berichtete er. Sein zeichnerisches Talent wurde von den Lehrern erkannt. Doch für eine Ausbildung als Maler war kein Geld da. Dort, von woher er kam, zerknäuelte sich alles in den kleinen Lebensnotwendigkeiten. Doch der Hunger nach Gestalt, nach Gestaltung arbeitete in Heinz. Der Weg in die Unabhängigkeit des Künstlers führte Braun, verheiratet und Vater eines Sohnes, über Herbert Achternbusch.

Als Heinz Braun fortan in seine eigenen Bilder einging, als er dem Herbert Achternbusch seine Welt entzog, zerbrach die Freundschaft zwischen beiden. Doch losgekommen ist keiner vom anderen. In ihrer Phantasiewelt begegneten sie sich wieder. Achternbusch schrieb dem Heinz Braun als Nachruf eine bitterschöne Liebeserklärung in dem Buch «Das Ambacher Exil». Und der lebende Heinz Braun, der so beeindruckend eigensinnig formulieren konnte, ohne seine Formulierungen schriftlich festzuhalten, zeigte Nähe zu Achternbusch in seinem Kampf gegen die sinzerstörende Fortschrittswelt. Braun: «Ich muss sehen, ob die Menschen noch Platz haben in meinen bitteren Landschaften, ob sie da noch hineinwandern können. Ich muss ausprobieren, wie lange man starkes Gelb ertragen kann oder ob ich das verborgene Gurgeln eines Baches erwische. Die Erde ist wie ein Grab, die Furchen und Falten des Ackers reichen uns zum Abschied die Hand. Ich träume von einem schwarzen Vorgel über dem schwarzen Boden, der allmählich immer bunter wird, bis er als Paradiesvogel im Paradiesgarten landet.»

Van Gogh hat sich ein Ohr abgeschnitten, weil er keine Worte mehr fand, um seine Liebe auszudrücken. Gauguin ging die Worte suchen in einem Erdteil, in welchem aus der Liebe keine grossen Worte gemacht wurden. Ernst Ludwig Kirchner fand in der Abgeschlossenheit der Schweizer Berge die Liebe zu einer bäuerlichen Bevölkerung und Landschaft. Wir wissen aber auch, dass sich Kirchner dort 1938 das Leben nahm. Muss man sich vielleicht damit vertraut machen,. dass Kirchner glücklich gestorben ist? Als ein Schöpfer, der von seiner Vollendung wusste? Als ein Schöpfer, dem der Tod Ruhe gibt, aber ihm nichts antun kann?

Es gibt ein Bild von Heinz Braun, das er malte unter dem Eindruck der Lektüre über den Selbstmord Kirchners auf einer Wiese über Davos. Heinz Braun stellt die Buntheit der Wiese als eine wahre Lebenslust der Natur dar. Darunter hat er sich nackt gemalt mit offenen heiteren Augen. Ein glücklicher Mensch. Gewiss, die Harmonie, die sich hier einstellt, ist erkämpft in der Phase der Selbstvergessenheit des Malens. Es sind die Glücksstunden, die er dem Unglück abtrotzte. Als er 1982 nach der ersten Krebsoperation in den Bestrahlungsbunker des Schwabinger Krankenhauses in München musste – an die dreissig Mal –, da widersetzte er sich der Patientenhölle, indem er jedesmal ein Bild danach malte, indem er also den Sinn von Zukunft nicht aufgab. Oder ausgedrückt in den Worten Brauns: «Der Tod soll aufhören, mich zu schikanieren, mit dem Leben gehe ich fremd.»

Ein Maler, der auf Zerstörung mit einem Neuentwurf antwortete. Ein Neuentwurf, den er über die alten Sujets, die alte Zerstörung legte. Der Gedanke bietet sich an, von jenen alten Fresken zu sprechen, die durch Abblättern neuer Schichten freigelegt werden und einen alten Meister hervorbringen. Die mehrfachen Übermalungen auf den Bildern von Heinz Braun – es ist eine Meisterschaft, in der das kurze Leben in seiner Vielschichtigkeit dann doch seine Ewigkeit bekommt.

Heinz Braun, der anfangs mit Ölfarbe arbeitete, ging dann über zu Aquarellfarben, zum Buntstift, zum Acryl, zu Dispersionsfarben. Malte er bei Freunden Porträts, so nahm er, was er vorfand: den Lippenstift wie auch die Schuhcreme. Seine Landschaftsbilder entstanden im Freien. Mit Erde und Kuhmist vermengt, gebunden durch Caparol. Reliefartige Bilder, in die er sich selbst immer wieder hineinzeichnete, hineinnahm, hineingrub. Diese

Fortsetzung Seite 64

galerie am see

HENK VAN PUTTEN
BILDER UND SKULPTUREN

Dienstag – Freitag, 14.00 – 18.30 Uhr
Samstag, 9.00 – 17.00 Uhr
und nach Vereinbarung

Ausstellungseröffnung
28.5.88 ab 9.00 Uhr
28. Mai bis 21. Juli 1988

Seestrasse 17, Zug

Fortsetzung von Seite 63

«Die Erde, das ist ein einziger bösartiger Tumor»

gestalterische Inszenierung beschwor den Tod und hielt ihn zugleich fern.

Seine Sterbensbilder sind Lebensbilder von der Art menschlicher Existenz, wie sie der italienische Dichter Ungaretti so ausdrückte: «Den Tod büsst man lebend ab.» Es sind exemplarische Bilder unserer Zeit. Sie zeigen das höllische Auf und Ab von Rausch und Ernüchterung in einer satten Welt des unstillbaren Hungers. Nur die Landschaften Heinz Brauns erscheinen, wie er selbst sagte, «als Hostie, die von der Sünde freispricht – wie ein Altar, an den man hinbetet». Das Religiöse hat dieser Heinz Braun nicht gefunden. Aber er hat es zum Ausdruck gebracht – im Sog der grossen Leere, die dort entsteht, wo einst der Glaube beheimatet war.

Seine Porträts zeigen das Böse, Hässliche in seinem ganzen sinnlichen Widerstand. Da ist nichts neutralisiert als etwas Interessantes. Dieser Heinz Braun wusste, was die Lüge war. Und noch mehr: Er wusste von der Lust zur Lüge. Die Lüge als Teil der Wahrheit dieser Welt, die sich ewig mit der Unwahrheit gattet, damit das Böse geboren wird, wie die Sau ihre Ferkel wirft. Der Koitus ist das wichtigste Thema des Menschengeschlechts. Schon die Bibel beginnt in der Genesis damit. Brauns Bild davon: die Frau auf der Sau. Hass auf die Liebe trug er mit sich herum, und dieser Hass trieb ihn in die Liebe des Hasses. Die Verzweiflung darüber, dass seine Phantasievorstellungen von der Frau – eben als Heilige und Hure – nicht einzulösen waren, provozierte geradezu die Unersättlichkeit. Und die Qual, die die Unerreichbarkeit des Imaginierten bereitete, provozierte die Exekution des Vorgestellten.

Heinz Braun war eine bekannte Gestalt im Münchner Künstlerleben, doch immer nur interessant im Zusammenhang mit Achternbusch, dessen Quergeist letztlich von der Kulturschickeria domistiziert wurde. Als Galeriekünstler war Heinz Braun unbrauchbar, auch wenn sich die Galerie Thomas kurz vor seinem Tode doch noch entschloss, eine Ausstellung von ihm zu zeigen. Noch nicht einmal ein elfseitiges Braun-Porträt im «stern» 1982 brachte München sonderlich in Bewegung. Eher die Tatsache, dass man in der Geschichte von seiner Krebs-Operation erfuhr. Für die «toten Seelen» des Münchner Kultur-Jetsets war der Stigmatisierte ein Reiz. Diese Niedertracht löste in Heinz Braun ein Grauen aus, das seine Kunst tödlich verwundet erscheinen lässt. Der Grossteil der Bilder, die in der Ausstellung gezeigt werden, entstand in den vier Jahren des Sterbens. Heinz Braun reagierte mit den Worten: «Die Erde ist ein einziger riesiger bösartiger Tumor, den man nur noch heilen kann, wenn man sie vom Menschen befreit.» Er sagte dies in der Bitterkeit desjenigen, der sich süchtig sehnte, widerlegt zu werden. Die Erde war für ihn Bayern, war München. Die Münchner Museen haben bis heute so gut wie nichts vom Werk eines der grossen genuin bayerischen Maler erworben.

Fast alle Bilder sind in privater Hand. In den letzten Lebensjahren gaben sich die privaten Käufer im inzwischen zu einem schönen Atelier ausgebauten Schusterhäusl die Klinke in die Hand, als sei hier eine Feinkostabteilung ansässig. Die Tausender stopfte Braun in Hosen- und Jakkentaschen und trug sie hin zu jenen, die den Krebskranken so viel Hoffnung auf Leben machen. Natürlich auch zu Dr. Julius Hackethal. Gewusst hat Heinz Braun, dass sie alle ihm nicht helfen würden, und er hat es zugleich nicht wissen wollen. Er hat sich gehasst in dieser Selbsttäuschung, in dieser Schwäche, die zugleich die Stärke seiner Bilder ausmachen. Viele dieser Bilder gleichen exorzistischen Riten. Um sich von der Hölle zu befreien, stürzte er sich von einem Bild ins andere. Er trug nicht die Erlösung in die Hölle hinein, sondern die Hölle in die Erlösung, gegen die er sich wehrte. Die Hölle war hier. Und die andere, mit der er im bayerischen Katholizismus aufgewachsen war, war leer. Verschlossen auch der Himmel.

Zerstörung der Einsamkeit

Heraus wollte er aus dem Gefängnis seines Lebens. Wie der Gläubige nicht ohne Gott, so vermochte Heinz Braun nicht zu leben ohne die weibliche Gottheit: ohne deren jeweilige Inkarnation. Keine Frau ist auf Dauer dieser messianischen Rolle gewachsen. Darum entzieht sie sich. Und so fiel er immer wieder auf sich selbst zurück. Der Kerker verschloss sich von neuem. Es blieb die Gier nach dem Vitalen, die sich im Fleischlichen erschöpfte. Brauns Rebellion gegen das Alleinsein – er hatte sich scheiden lassen und heiratete seine Frau kurz vor seinem Tod wieder – war immer auf die Zerstörung seiner Einsamkeit aus. Seine Einsamkeit hat er nie akzeptieren wollen, und so war er ihr unheilvoll ausgeliefert. Immer hat er zerstört, was er geliebt hat, und geliebt, was er zerstörte – und so fort im Zauberkreis. In der Kindheit geschah etwas, das sich als Trauma auf sein ganzes Leben auswirkte, das alle Hoffnungen zerstörte.

Ein gutes Jahr vor seinem Tode erlebte ich in seinem Schusterhäusl einen amokartigen Ausbruchs dieses Künstlers. Er hatte Freunde bewirtet. «Die Erde verreist. Ich muss sehen, wie ich auf die Arche komme», so höre ich ihn sprechen an jenem Abend. Es war ein hektisch fröhlicher Abend. Mit viel Wein und Bier. Wir alle hofften um ihn, und wir wussten zugleich um die Hoffnungslosigkeit unseres Glaubens.

Die Fröhlichen verschwanden in der Nacht. Es wurde still. Nur die Hunde draussen im Gatter bellten noch eine Weile. Dann krachte es. Aus der Stille heraus. Flaschen zerplatzten auf dem Boden, Schüsseln zersprangen, Gläser, Vasen, Teller flogen im Zimmer herum. Heinz Braun, ein Zwei-Meter-Mannsbild, explodierte. Scherben über Scherben. Und noch immer kein Wort. Dann endlich schrie, brüllte, klagte er. Ein Orgie des Hasses gegen alle Frauen der Welt richtete sich an mich, seine «Klagemauer». Er zählte sie auf. Er erzählte vom Verrat des Weiblichen. Er ging weit zurück. In jene Kindheit, aus der der Vater verschwand. In eine Kindheit, in der andere Männer neben der Mutter auftauchten. Von einer Mutter, die im eigenen Blute in der Küche lag und die er in wahnsinniger Angst, sie könne sterben, aufs Bett schleppte und ihr Geschichten aus jenem Märchenbuch vorlas, aus dem sie ihm sonst vorgelesen hatte.

Dieser Heinz Braun hat schliesslich Liebe gefunden. Liebe, die er erst erkannte, als Dauer nicht mehr zu erzwingen war. Ute Crone-Erdmann, die er 1983 im Münchner Fasching kennengelernt hatte: schmal, blond, blauäugig und mit einem Hochdeutsch, der keine Silbe auszutreiben war – im Sinne des bayerischen Gefügigmachens. Sie war ständig bei ihm in jenen letzten drei Monaten im Münchner Grossklinikum Grosshadern. Dieser aussichtslosen Liebe verdanken wir einen mehr als 30 Bilder umfassenden Zyklus mit dem Titel «Schmerzen des Abschieds», in dem der Heinz Braun liegend in Feder- und Fingermalerei noch einmal seine Thematik, seine Lebensproblematik zusammenfasste.

Ausweichen wollte Heinz Braun seinem Sturz. Nun malte er Zirkusbilder, unterhält das Zirkuspublikum mit seinem Kunststück des Sterbens. Artisten in der Manege, die alle die Züge Heinz Brauns tragen. Nun aber wich er dem Sturz nicht mehr aus, obwohl in den Bildern die Balance noch gehalten wird, aber genau an dem Punkt, wo sie aufzuhören beginnt. Einem Publikum der «toten Seelen» spielt er die Gefahr und den Reiz der Gefahr, die Macht der Ohnmacht gegenüber dem Tod vor.

In Böhmen wurden bis in die zweite Hälfte des vergangenen Jahrhunderts die Verstorbenen auf bemalten Kreuzen aufgebahrt, bis der Sarg gefertigt war. Heinz Braun, der sterbend sein Werk geschaffen hat, hat sich sein Kreuz selbst gemalt. Diese Bilder werden bleiben. Diese Bilder sind unwiderruflich. Sie haben das letzte Wort. □